Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 26

Artikel: Arnold Ott [Schluss]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576042

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arnold Ott.

Eine Dichterstudie von **Heinrich Federer.**

(Schluß).

Lassen wir das von Ott Gedichtete, soweit es uns aus den gedruckten Werken und etlichen Manuskripten bekannt ist, kurz Revue passieren. Vom Manuskript bemerken wir, daß von Zwölfen kaum Einer die Hieroglyphen Otts, mit ihren gerissenen Auf- und Abstrichen geläufig lesen kann und auch dieser Hexenkünstler nicht ohne lange Uebung. Der nervöse Dichter bedient sich eines Blaustifts statt der Feder. Der läßt sich bequemer handhaben und fügt sich geduldiger in die Schnörkel dieser Poetenschrift, als das kleine, boshafte Ungeheuer von Stahl, dessen Widerspenstigkeit schon so manchen Dichter zur Verzweiflung getrieben hat.

Der Stimmumfang des Ott'schen Dichtermundes erscheint mir je länger je großartiger. Was nur seine Gedichte nicht alles zu schildern vermögen! Bald ist es ein Sonnett von knappstem Ausdruck, bald ein schwunghaftes Lied religiöser Begeisterung, wie jener Kreuzfahrersang „Erlöst der Erlöser — Aus Sarazenenhand! — Kreuzfahnen flattern — Ueber das heilige Land!" Bald sind es neckende, schelmische Strophen oder naive Volksweisen, wie in der „Bernauerin". Dann wieder Stücklein von poetisch verklärter Historia. Aber am liebsten fließen ihm doch jene Verse aufs Papier, wo er mit Leidenschaftlichkeit und poetischer Vollkraft sich über einen großen Stoff machen und seinem phantasievollen Eifer dabei völlig genug thun kann.

Wie wunderbar hört sich das Gedicht auf den Vierwaldstättersee an, wovon wir hier aus dem Gedächtnis einen Teil wiedergeben wollen.

Tiefblauer See, wie eines Mädchens Aug',
Das träumerisch die erste Liebe ahnt,
Vom Busch umweht, der in des Windes Hauch
An Kindeslockenflattern uns gemahnt:
Wie lieb' ich dich! — Die Berge beugen sich,
Die ewigen, zum flüssigen Azur,
Die weißen Häupter, still und feierlich
Schau'n sie aus deinen Tiefen schöner nur.

Und wenn die Sonne sinkt, ein Wanderheld,
Und auf zerriss'nen Wolkenfahnen ruht, —
Daß nichts verloren gehe für die Welt,
Fängt deine Schale auf ihr Opferblut. —
Was unerreichbar glänzt am Himmel fern,
Ziehst du hernieder in dein feuchtes Reich;
Auf deinen Wogen beben Mond und Stern,
Steigen und sinken, Menschenschicksal gleich.

Aehnlich hat Ott Italien besungen, mit einer südlichen Pracht und Melodie, welche uns beinahe das Original ersetzt. Ueberall, wo Ott dichtet, und wäre es nur ein Spottverslein, erkennt man an einer in der heutigen Reimerei seltenen Tiefe und Originalität sofort des Löwen Klaue. Was sind das für sinnige Sachen, die Ott in süßester Spruchform unter dem Titel „Blumensprache" niedergelegt hat! „Es sprach die Narcisse: ‚Wisse — der Zarten zu warten im Garten.'" Oder: „Es seufzt das Veilchen: ‚Ein Weilchen — Ein kleines nur blüh' ich. Bemüh' dich!'" — Versuch's Einer und dichte Dergleichen! Es sind Kleinigkeiten, aber wahrlich gewaltige Kleinigkeiten! Die Leser der „Schweiz" werden gewiß jedesmal mit Eifer das Heft auf einen Ott abgesucht und jedes Gedicht desselben mit Genuß gelesen haben. Aber daran haben wohl die Wenigsten gedacht, was das für eine Vielseitigkeit sein müsse, die einen André Chenier in so gedrängter, pathetischer Tragik schildert, dann sich zum Veilchen neigt und ihm die naivste Zunge leiht, dann wieder Sentenzen und Lehrsprüche von klassischer Ruhe niederschreibt und gleich das Notizenblatt umwendet, um ein beißendes Epigramm zu fertigen, etwa wie jenes famose

Warum muß die Dummheit ewig leben?
Weil sie keinen Geist hat aufzugeben.

Nach meiner Berechnung müßte Ott viele Hunderte von Gedichten besitzen. Denn zu Zeiten ist sein Dichten dem raschen Knospen und Blühen unserer Kirschbäume zu vergleichen, die bei etwas Sonne und warmer Luft in einigen Tagen tausend Bluestaugen öffnen und einen ganzen Frühling in die Landschaft zaubern. Aber wie es Genies eben in ihrer Gepflogenheit haben, daß sie um jeden Preis schöpferisch wirken müssen, aber um das Geschaffene sich nicht mehr viel kümmern, so wette ich, hat Ott für seine Papiere nicht die mindeste Sorge getragen, manches Köstliche verloren oder in den Papierkorb wandern lassen, und die Verehrer des Dichters haben es zum guten Teil seiner ausgezeichneten, verständnisvollen Gattin zu verdanken, wenn immerhin noch Vieles erhalten blieb.

Zwischen den Gedichten und Dramen steht das Festspiel, welches bei der Enthüllung des Telldenkmals in Altdorf vor einer ungeheuren Volksmenge aufgeführt ward. Seine tiefsten Schönheiten wurden im Lärm der Feier kaum begriffen. Aber auch so ist es von erschütternder Wirkung gewesen. Ich möchte jede Leserin und jeden Leser der „Schweiz" bitten, sich diese Dichtung anzuschaffen, die in einem kleinen leichten Hefte ausgegeben ward. Dann lese man sie langsam und nachdenklich durch und man wird meiner Behauptung recht geben müssen, daß es Saul unter den Israeliten ist, d. h. um Haupteslänge das übrige Volk der Festspieldichter — denn wahrlich von einem Volke darf man heute reden — überragt. Das Stück vermißt sich, einen der delikatesten und tiefsten Gedanken auszuführen, das Verhältnis von Geschichte und Sage. Doppelt gefährlich muß dieses Vorhaben gegenüber der Tellengestalt erscheinen, die so vielen als durchaus sagenhaft erscheint, während der Widerpart gerade im Feste der Denkmalenthüllung die Bestätigung eines historischen Tell sah. Auch ging im Festzuge ein Gelehrter mit dem Doktorhut und trug unter dem Arme ein Buch, das er eigens zur Verteidigung eines geschichtlichen Tell geschrieben hatte. Der Streit um den Bogenschützen von Uri war indessen, wir haben es selbst erfahren, etwa nicht nur ein Gelehrtenstreit, sondern griff viel tiefer und beschäftigte jene hundert großen und kleinen Interessen, die mit dem Nationalen verknüpft zu sein pflegen. Aber so heikel das Problem war, es entsprach ganz Otts Kühnheit, dasselbe am gefährlichsten Punkte aufzugreifen und mit der Macht der Poesie an ein gutes Ende zu führen. Und wirklich, die Gotteskraft der Dichtkunst hat hier völlig über die sich befehdenden Parteien triumphiert. Die Quintessenz des Ganzen liegt in den Schlußworten der Geschichte und Sage. Erstere bekennt von Tell:

Auf einem Blatt, worauf ich nie gesucht,
In Volkesseele fand ich dich gebucht.

Und die Sage erwidert:

Zu deinem Preise ist mein Lied vertönt,
Und, dich bekränzend, steh' ich selbst entkrönt.

Ueber diese Zeilen hinaus wird der Gelehrtenkram so wenig als das gläubige Volksgemüt hinauskommen. Wunderbar ist in diesem Festakt auch der ganze Aufbau, einzig schön das Zwiegespräch zwischen Sage und Geschichte, und die poetische Verklärung Schillers dünkt uns allein schon des Schillerpreises wert. Wir möchten wünschen, daß den pilzengleich aufschießenden Festspielen von heute etwas von der Gedankentiefe und echten Poesie Otts anhaftete.

Es fällt uns nicht ein, nach Art eines Berufsrezensenten nun Stück für Stück die übrige dichterische Beute Dr. Otts zu mustern und über alles und jedes ein wohlgesetztes Urteil abzugeben. Wir könnten schon Raumes halber unmöglich uns auf jedes Drama einlassen. Die „Bernauerin" ist die erste Heldin der Ott'schen Bühne. Das Theater wogt von Leidenschaft und starker Handlung, zeigt aber auch zum vorneherein jene Eigentümlichkeit des Ott'schen Spiels, daß es zur angemessenen Darstellung eines weitläufigen Apparats, reicher Bühnenmittel und vollendeter Schauspieler bedarf. Ott läßt seine Phantasie nicht durch die ängstliche Zwischenfrage beschneiden: „Kann man das ausführen?" — Unmögliches zu heischen, fällt ihm dabei doch nicht ein. Dafür ist er ein viel zu kundiger Bühnentechniker. Aus jedem seiner Stücke kann man lernen, wie Ott die Geheimnisse der Bühne versteht.

SYLVESTER

11415

POL.

In diesem Punkte ist der Einakter „Die Frangipani“ bewunderungswürdig genug. Das reiche, gedrängte Geschehnis mit so vielen Phasen der Entwicklung auf derselben Szene sich in natürlichster Weise abspielen zu lassen und in eine örtliche Situation so manche Abwechslung zu bringen, dies verrät eine preiswürdige Beherrschung der Theatertechnik. Die „Frangipani“ sind in Luzern einigemal aufgeführt worden. Nicht jedermann, vielleicht nicht einmal jeder zweite Mann ward davon ergriffen. Das dumpfe, kurze Nachtstück hat ja einen ernsten und tiefen Inhalt, für dessen Genuß die schon genannte Abendmüdigkeit nicht ausreicht. So stark und so unerbittlich scharf gezeichneter Charaktere ist sich unser Publikum noch nicht recht gewohnt, das in allem gern etwas Flaues, Nachgiebiges, Weiches vorzieht, um seine horchende Seele nicht mit den rauhen Ecken des Lebens auch in der Kunst noch quälen zu müssen. Wenn ich aber sage, daß eine Mutter und ihre Tochter, jene eine Löwin, diese ein Lamm, sich in den zugeflohenen, blonden Staufen Konradin verlieben, daß durch die Eifersucht der Mutter, welche die Tochter vorgezogen sieht, sich die Liebe in Haß umwandelt und, wie der elende Gemahl aus Geldsucht, so das Weib nun aus Rachgier den Jüngling dem Häscher ausliefert: der wird mir glauben, daß die Szene hohe Erwartungen erregt und erfüllt. Die Strafe des feigen, feilen Frangipani, ohne Weib und Kind, bei viel, viel Geld das Leben weiterzuführen, ist geistvoll und grauenhaft erdacht. Die Gedrungenheit der Fünfzeile in diesem stürmischen Einakter erscheint unnachahmlich. Ott hat ihn mit den Rollen selber eingeübt. Er war aber ein fürchterlich strenger Direktor und es gehen dieserhalb über ihn schwere Sagen im Lande herum. Der Choleriker brauste bei jedem unpassenden Worte, bei jeder bloß konventionellen Geste auf. Das wurde dann aber auch ein trefflich geschultes Spielertrüpplein, und waren es doch alle nur Liebhaber gewesen.

In der „Rosamunda“, einem gewaltigen Trauerspiel, führt Ott die Gepidentochter als Weib Alboins durch die schwersten seelischen Stürme bis zum dämonischen Ausgang. Eine nordische, frühmittelalterliche Luft weht durch die mit Ruinen besäete, zwischen halbem Heidentum, halbem Christenglauben schwankende Welt des Stückes, und sehr erklärlich erscheint, daß eine oberflächlich und mehr aus Liebe zum Bräutigam christianisierte Heidentochter, ebensowohl aus Liebe und Eifersucht das Experiment rückwärts machen kann, zumal da sie ganze Heiden, aber nur halbe Christen sieht und doch ihrem innersten Wesen gemäß nach Ganzheit strebt. Eine strenge Wahrheit geht durch die Verse, die der Prüderie allerdings unerreichbar sein wird. Wir haben an der Universität über die „Rosamunda“ begeisterte Vorlesungen angehört. Nirgends hat Ott eine solche Sprachgewalt geäußert und nirgends eine so gigantische Ausdrucksfähigkeit bekundet, wie hier. Wie gesagt, dieser Ueberfluß beschwert, und es ist daher fraglich, ob die „Rosamunda“ jemals in Szene gesetzt wird. Es wäre ein Wagnis ersten Ranges.

Ueber den „Untergang“ und die „Grabesstreiter“, zwei rasch sich folgende Dramen von denkbar verschiedenster Art, unterlasse ich weitere Worte. Nur erwähne ich, daß es sich der Mühe lohnte, sich mit dem Geisterspuk in den „Grabesstreitern“ näher zu befassen. Es ist darinnen nichts leer in den Wind gesprochen. Seiner philosophischen Tiefe wegen, glaube ich, hat das Werk mehr als Lektüre, denn als Bühnenthat Erfolg. Wie oft habe ich schon das feine Büchlein an Winterabenden hervorgezogen und mich an den Geheimnissen seiner Kunst erquickt. Der erste Kreuzzug findet sich darin in so hehrer Erzählung mitgeteilt, daß man wohl in keiner Sprache über dasselbe Sujet mit ebenbürtiger Leistung prunken darf.

Ueber „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ dagegen noch ein paar Zeilen. Ott hat kein umfangreicheres und volkstümlicheres Werk geschaffen. Die bedeutendsten Kritiker ließen sich darüber in Worten höchster Anerkennung aus. Mit diesem Theater fällt für uns Schweizer die Frage nach einem Nationalstück, nach einem wahren Volksschauspiel hin. Hier ist es! Leider sind wir Schweizer ein eigenes Volk, und wie unsere helvetischen Ahnen unter Diviko die ausländischen Wiesen grüner fanden als die einheimischen, kaufen wir deutsche Dramen von der Leipzigermesse, ohne zu wissen, daß uns Ott ein viel besseres gedichtet hat. Ob uns wohl einmal über diese Nationalthorheit die Augen aufgehen? Oder müssen uns wohl die Berliner oder Münchener zuerst einmal das schweizerische Volksstück aufspielen und unsere hübschen Mundarten verhunzen, ehe wir es selber kennen lernen? Man sollte es beinahe meinen. Allerdings wollen die St. Galler das Theater Otts diesen Winter aufführen. Ehre ihnen! Aber man erlaube uns die Bemerkung, daß ein im Grunde genommen doch kleines Theater, mit sehr beschränkten Mitteln, den „Kühnen“ nicht in seinen grandiosen Situationen wirkungsvoll genug geben kann. Schon die Szenerien und das gruppenschwere, gedrängte Leben darauf erfordert weiten Spielraum, ausgedehnte Bühne, naturwahre und genau den dichterischen Absichten und Angaben entsprechende Coulissen. Die Bühnenmittel, besonders auch die Lichtwirkungen, sollten in unbeschränkter Fülle und Abwechslung zur Verfügung stehen. Aehnlich wie Wagners Oper heischt Otts Drama genaue Berücksichtigung des Technischen, und hängt gerade die Stimmung einer Szene gar sehr von der glücklichen Unterstützung der Idee durch eine starke Theatertechnik ab. Bei einem würdigen Arrangement des Stückes müßte diese Historie auf den Brettern eine dramatische Wirkung sondergleichen ausüben. Wir werden den Gedanken festhalten, daß zu diesem Volksspiele im größten und edelsten Sinne des Wortes ein eigenes Schauspielhaus mit einer Bühne von ausreichendem Boden für die ganze Ott'sche Theaterwelt gebaut werden muß. Und es steht bei uns fest, daß hiezu sich keine Stätte in der ganzen Schweiz so eignen würde, wie der Wohnort Otts, das malerische, klassische Luzern. Man hat wirklich einmal hievon gesprochen, einen Kostenvoranschlag gemacht und den besten Platz zum Werke ausgesucht, außerhalb der Stadt, wo im Angesichte des Rigi und des Pilatus, die grüne Bruchmatte die Berglehne aufsteigt, dort gedachte man den Bau aufzustellen und die Sitze der Zuschauer einfach und amphitheatralisch in den Boden zu setzen, mit durchbrochener, einfacher Wandung und leichter Bedachung hinreichend geschützt. Die Bühne dagegen sollte fähig sein, jedes größte Volksschauspiel mit kämpfenden Heeren und Festlichkeiten der Bürger, die ganze Freude und das ganze Weh eines gemütvollen Landes auf ihre Empore zu nehmen. Man sprach von 150,000 Fr. Kosten. Es scheint, Otts bühnentechnische Forderungen gingen etwas weit. Es scheint? — Hoffentlich war es auch so! Wir müßten den Dichter schelten, wenn er gegen seine Muse kargen würde, die doch ihm gegenüber so ausschweifend freigebig ist. Und was sind 150,000 Fr. eigentlich? Der Fritschiumzug jenes selbigen Jahres verschlang doch auch über 100,000 Fr., und so schön er sich ausnahm, er war doch ein Fastnachtvergnügen und heute haben wir nichts mehr davon. Das Volkstheater aber stände jetzt und hätte ein ruhmreiches Spiel vaterländischer Geschichte gesehen. Die Patrioten der schönen Heimat wären zu diesen Festen der Bühne in dichten Scharen gewallfahrtet und für den idealen Schweizerjüngling hätte jenes Haus in der Bruchmatt so viel bedeutet, wie für den Griechensohn das olympische Spiel.

Keine Ausflucht, als ob die Erstellungskosten nicht gedeckt worden wären! Wenn der Patriotismus nicht allein schon den Geldpunkt geordnet hätte, so denke man doch an die Zehntausende von Fremden, die allmonatlich zur Zeit der Saison in Luzern absteigen und trotz des unzureichenden Verständnisses für das ganze Stück, gerne genug einer patriotischen Schweizerfeier beiwohnen möchten. Dankbar für das Große, das sie da gesehen, würden sie den Ruhm unserer Geschichte und ihres dramatischen Meisters in alle Länder tragen. Aber, was mehr ist, Ott wäre zu neuen Arbeiten auf diesem fruchtbaren und ihm so zusagenden Gebiete geschritten. Wir besäßen heute vielleicht schon jene Trilogie, die längst in der Absicht des hochfliegenden Dichters lag, jene Trilogie, deren erstes Stück dieser Burgunderherzog, das zweite der Tag von Stans, das dritte Hans Waldmanns Untergang wäre. Die größte Periode der alten Schweiz würden wir auf den Brettern erleben, und es würde uns die Tragik des bedeutsamen, schier weltgeschichtlichen Vorganges um so tiefer erschüttern, je besser der Dichter uns fühlen ließe, daß wir Fleisch und Blut von jenen siegenden und fallenden Helden sind.

Aber leider, das Theater steckt bis heute im Buche. Man wird es einst spielen, das ist gewiß; unsere Enkel werden die trägern Väter beschämen. Aber wie viel schöner wäre es, zu Lebzeiten des Dichters diese Bühnenthat zu leisten. Wir dächten, die oberste Behörde des Landes sollte sich da ins Mittel legen. Durch hundert Paragraphen für Schule und Bildung kann sie den Bürger nicht so tüchtig, wie durch dieses der Kunst und Vaterlandsliebe gleich teure Schauspiel schulen.

Daher freut uns das St. Galler Vorhaben trotz allem. Es wird vielleicht den Stein ins Rollen bringen.

„Karl der Kühne und die Eidgenossen“ besitzt fünf große

Akte. In seinen Rahmen werden alle drei Schlachten genommen, die der stolze Burgunder mit unsern Vätern auszufechten hatte. Als Vorbereitung dienen der erste und zweite Akt, jener den Hof Karls in seiner ganzen Fürstenpracht, dieser die bäuerliche Einfachheit der Schweizer enthüllend. Das sind die beiden Feinde, die sich nun messen sollen und die bereits in den ersten Szenen den gewaltigen Knoten der Tragödie schlingen. Der Gegensatz von der farbenwirren, stolzen, aber unter der Laune eines Ehrgeizigen stehenden Burgunderwelt, ins Hochthal der stämmigen, freien Urner, von der Diplomatie zum Kilbischwinget, von der verdorbenen Hofluft ins Rauschen und Wehen der Alpe hinauf, wirkt unsagbar ergreifend, und jenes Wort, womit Waldmann dem zornigen Karl die Speersplitter vor die Füße wirft und sich dem Herzog als ebenbürtiger Widerpart gegenüberstellt, jenes Wort fängt bereits an, sich als Leitmotiv des tragischen Sanges aufzuspielen:

Hohl ist dein Glanz, wie diese Gläne, Herzog!

Das Spiel in den Bergen deckt so ganz die biedere, heimelig gute Art der Schweizerrasse auf. Lustig und doch sinnig, froh und doch ernst, übermütig und doch zurückhaltend geben sich die Leute da droben auf dem Urnerboden. Die Meinungen der Jungen und der Alten, der Konservativen und der Neuzeitlichen, der Bedächtigen und der Raschen, der Zurück- und der Vorwärtsschauenden: Elemente, die seit der Weltbegründung, so bald man eine ältere und eine jüngere Partei haben konnte, noch in jedem Volke und jedem Lande sich bildeten, befehdeten, ergänzten und ausglichen, treten uns hier gegen den Schluß immer ausgesprochener entgegen. Ja, so scharfe Akzente davon werden laut, daß man sich sagt, diese Zeit und ihr Volk stehe an einem Wendepunkt von unberechenbarer Tragweite.

Ein Gebirgsgewitter steigt auf. Unter dem Hallen und Schallen der Donnerschläge trifft die Nachricht von Karls Einbruch über den Jura ein und der Sammelruf ertönt. Die Mannschaft stürmt die Thalung hinunter, vom glühenden Ruf des Thalammanns Z'graggen getrieben:

Ihr Mannen uf zum bluetge Hochzitmahl!
De Sturmhuet uf und mit em Sturm is Thal!

Nun als dritter Aufzug die Schlacht von Grandson! Das Lagerleben jener großen, groben Zeit lacht und witzelt und spottet dich mit all jenen Gesichtszügen an, die es einst wirklich der Welt gezeigt hat. Die Realistik geht so weit sie gehen kann. Man muß die Augen weit öffnen, um die ganze Fülle dieser Zeltwirtschaft, der Pagen und Gensdarmen, der Troßdirnen und Kriegsleute, der Knechte und Reisigen, und mitten darin den schachspielenden Fürsten mit seinem fürtrefflichen Narren Glorieux recht zu betrachten. Im Gras liegen Leichen gewürgter Schweizer von der Besatzung Grandson. Draußen tobt die Schlacht, und Karl hat dort wie auf dem Schachbrett gegen die eigensinnigen Bauern kein Glück. Das fliehende Burgund reißt seinen Herzog mit. Nun seh' Einer das tolle Treiben der siegtrunkenen Schweizer! Wie ihre Fäuste in die Seide und das Edelgestein des Herzogs fahren und damit Fastnacht spielen. Zügellos wird gezecht und verschleudert, bis die scharfe Kriegsordnung mit den Führern zurückkehrt und Gericht hält. Auch dieser Akt, wie die vorhergehenden, ist mit herrlichen Gesängen geziert. Ueber die Toten schwenken die Bannerherren ihre Fahne und rauscht Notkers gewaltiger Sang:

In siegenden Lebens Mitten
Sind wir vom Tod umstritten.

Der Abend, welcher auf den Bluttag von Murten folgt, bildet das Thema des vierten Aktes. Tote und Lebendige ruhen beisammen. Der Humor des Lebens kontrastiert mit den Denkmälern des Todes wunderbar. Das Heimweh der Verwundeten, nach dem Orte, wo sie gesund im Schatten des Heimatdörfchens lebten, spricht sich im Wundfieber und letzten Seufzer aus. Eine unvergleichliche Szene, wo beim melodischen Alphornspiel ein sehnender Jüngling in den Armen des Vaters verscheidet, findet sich da. Aber auch der Ehrgeiz und der über Schweizerart hinausfahrende politische Größensinn Waldmanns taucht immer deutlicher auf und hat, was das Unheil ist, den gemessenen Männern entgegen, das meiste Volk zum Verbündeten gewonnen.

Hans Waldmann dominiert im letzten Akt als Feldherr gegen Karl den Kühnen. Karl fällt. Sein Tod ist ein poetisches Meisterstück im Drama. Der Narr, eine Figur, in der auf Karls Seite allein Wahrheit, Treue und Einsicht sitzt, entrollt seine ergreifende Natur, seine verständige und tiefe Menschenweisheit wie ein verkanntes Buch, auf dessen Inhalt man nun auf einmal aufmerksam wird. Le Glorieux ist im Grunde nur darum der Narr auf Burgunds Seite, weil er allein der Kluge ist. Das zeigt sich, so widersprechend es auch scheint, im Schlußakt am besten, wo die Glorie der Wahrheit ihm die Schellenkappe zu einer wahren Königskrone macht. Um den toten Karl singen die rauhen Landsknechte, vom Salut der Kanonen begleitet:

Ihr kühltet den Mut
In seinem Blut;
Nun, Knechte frumm,
Betet, daß er in Himmel kumm!

Das sind einige Striche aus Otts Volksschauspiel. In diesem Stücke ist der Ansatz zur schon benannten Trilogie jedem deutlich genug. Der Sieger kränkelt. Wie Cäsars Geist bei Shakespeare, würde jetzt der tote Herzog sich rächen, aber feiner, stiller, minder sichtbar, doch tiefer und gefährlicher. Seine Niederlagen, seine Beute sind das Gift, welches nun im Bauernleib der Eidgenossenschaft zu wirken beginnt, indem er böse Gelüste empfing, deren Stillung Krankheit, wo nicht gar Tod bringt. Hans Waldmann, der Repräsentant dieser gefährlichen Periode, wird hiervon unabweisbar die Probe liefern.

Und nun, was sind die deutschen Heinrichsdramen gegen dieses unser Nationalstück? Wer zeigt mir ein Theater, das Volksart und Volksgeschichte so treu und reich aus einer Nation geschöpft und zum echten Kunstgenuß für Alt und Jung, Gelehrt und Ungelehrt auf die Bühne gerufen hat, wie Ott in seinem „Kühnen"? Wenn wir uns trotzdem dagegen interesselos verhalten, so verdienen wir wahrhaftig einen solchen Dichter nicht, und ich möchte wünschen, daß der Parnassus in Zukunft das poetische Genie lieber in seinem Palmgehölze behalte, wo es sich doch an der Unsterblichkeit ersättigen kann, als daß es zur Erde steige, nur um das schlimmere Teil der Sterblichkeit da zu erfahren: Mißachtung und Undank.

Diese Welt.

Diese Welt ist hart und bitter,
Tief im Staube liegt der Ritter,
Wölfe mit den schmutz'gen Wedeln
Schnuppern um den toten Edeln.

Diese Welt ist kalt und traurig
Und die Winde wehen schaurig
Ueber echter Helden Gräber,
Doch im Lichte geht der Streber.

Diese Welt ist falsch und treulos
Und sie schreitet roh und reulos
Ueber den, der Licht gespendet
Und im Dunkel dann verendet.

Arnold Ott, Luzern.